

Zeitschrift: Mennonitica Helvetica : Bulletin des Schweizerischen Vereins für Täufergeschichte = bulletin de la Société suisse d'histoire mennonite

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Täufergeschichte

Band: 32-33 (2009-2010)

Artikel: "Den 31 Tag meÿ 1822 sind wir von hafratagras ab gefahren" : Die Schriftsprache ungebildeter Dialektsprecher um 1800

Autor: Montefiori, Nadia

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1055863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Den 31 Tag meÿ 1822 sind wir von hafratagras ab gefahren“¹

Die Schriftsprache ungebildeter Dialektsprecher um 1800.

I. EINLEITUNG

1. Fragestellung und Aufbau

Wer heute den Reisebericht eines Schweizer Auswanderers aus dem frühen 19. Jahrhundert liest, ist sich wahrscheinlich nicht bewusst, wie viele Hürden der Schreiber überwinden musste, um der Nachwelt seine Erlebnisse zu hinterlassen: Abgesehen von externen Faktoren wie Lebensumständen, Verfügbarkeit von Papier und Schreibzeug oder Zeit war es auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Schweiz durchaus nicht selbstverständlich, dass der einfache Landmann² über die adäquate Schulbildung verfügte, um eigene Texte schreiben zu können. Erschwerend kommt die Schweizerische Diglossie-Situation hinzu, die es dem Schreiber untersagte, sich in seiner gewohnten Dialektvarietät auszudrücken. Er wollte natürlich so schreiben, wie er es aus den Schriften und der Schule kannte. Es drängt sich daher die Frage auf, welche Schreibstrategien der ungelehrte Dialektsprecher des beginnenden 19. Jahrhunderts verfolgt haben könnte, um einen eigenen Text zu verfassen.

In diesem Aufsatz werden Ergebnisse meiner sprachwissenschaftlichen Lizentiatsarbeit³ zusammengefasst, die sich mit dieser bisher noch wenig behandelten Fragestellung beschäftigt. Grundlage der Analyse sind zwei private Handschriften von Schweizer Täufern, die mir nur in transkribierter Form in der Edition von BOLDT/ENNINGER/GRATZ⁴ vorliegen. Nach einleitenden Informationen zu den Manuskripten und zum biographischen Hintergrund der beiden Schreiber soll im Kapitel II ein sprachhistorischer Überblick gegeben werden: Ich zeige kurz auf, wie sich die private Schriftlichkeit im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert entwickelte, wie die schulische Bildung in der Schweiz zu die-

¹ MS GERBER zitiert nach BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 88. Das Manuskript wird in dieser Arbeit immer nach BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997 zitiert. Die Seiten- und Zeilenangaben (Z.) beziehen sich auf die Manuskriptseiten und nicht auf die Seitenzahlen der gedruckten Ausgabe.

² Die von mir in dieser Arbeit verwendeten Bezeichnungen „einfacher Landmann“, „gemeiner Mann“ und „ungebildeter Dialektsprecher“ sind nicht wertend zu verstehen. Ich referiere damit auf Personen, die keinen schriftnahen Beruf (wie Pfarrer, Lehrer, Schreiber usw.) ausübten und über eine für ihre Zeit durchschnittliche schulische Bildung verfügten.

³ NADIA MONTEFIORI, Die Schriftsprache ungebildeter Dialektsprecher. Untersuchung zweier Täufertexte aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Lizentiatsarbeit Universität Freiburg 2004.

⁴ Die bd. Manuskripte wurden transkribiert und ins Hochdeutsche und Englische übersetzt.

ser Zeit aussah und welchen schriftlichen Vorbildern die Schreiber um 1800 folgten. Kapitel III gibt auszugsweise die empirische Untersuchung wieder.

2. Untersuchungsgegenstand

Ich hatte für meine Untersuchung zwei Dokumente von USA-Auswanderern zur Verfügung. Der erste Text stammt von Michael Neuenschwander⁵ (1778-1852), dessen Familie häufig umzog: Aus seinem Manuskript erfahren wir, dass sein Grossvater aus religiösen Gründen von Langnau in den Schweizer Jura zog und sein Vater später von dort aus ins Elsass auswanderte. Nach der Geburt Michael Neuenschwanders zog die Familie wieder in den Jura (Münsterberge). Neuenschwander verbrachte also seine gesamte Kindheit und Jugend im Jura, der Anfangs des 19. Jahrhundert ein beliebter Wohnort der Täufer aus der ganzen Schweiz war. Sehr viele zogen aus dem Emmental dorthin, es ist also anzunehmen, dass Neuenschwander stetigen Kontakt zu Berndeutsch-Sprechern hatte. Im Alter von 20 Jahren zog Neuenschwander wahrscheinlich aus ökonomischen Gründen nach Frankreich, wo er auch heiratete:

„Meini eltern haben yn der / schweitz gewohnt ych war bei / 17 yahr allt dan hab ich das
trä / yer handwärk gelernth bei bällele / ych war bei 20 yahr alth dan bin / ych nach frank-
reich Und hab auf / dem hantwärk so rüm geschaft / bei eölf yahr.“⁶

Er wanderte am 15. Mai 1823, 45-jährig und 25 Jahre nach seiner Ankunft im Elsass, mit seiner Frau und den Kindern von Faverois (Territoire de Belfort) nach Wayne County, Ohio, aus.

Der genaue Zeitpunkt der Textentstehung ist nicht bekannt, denn zwischen dem Datum der Auswanderung und dem letzten im Dokument genannten Datum (15. September 1843) liegen gut 20 Jahre. Neuenschwander könnte den Text fortlaufend ergänzt oder aber erst nach 1843 in einem Zug aus der Erinnerung heraus geschrieben haben. Ich tendiere wie die Herausgeber des Manuskripts zur zweiten Möglichkeit, weil der Text sehr kohärent geschrieben und mit wenigen Details versehen ist. Zudem weist das Manuskript laut den Herausgebern keine sichtbaren Spuren einer langen Reise auf. Es könnte natürlich auch sein, dass es sich beim erhaltenen Manuskript um eine Abschrift des Originals handelt.⁷ Neuenschwanders Dokument trägt auf der ersten Seite die Überschrift „haus-
buch eihni VerzeichnuNg Vohn meinen eltrenn“⁸.

Sein Text enthält einen ersten umfangreichen Teil mit Angaben zu seiner Familie und zur Familie seiner Frau (S. 2-11), einen zweiten über seine Reise durch

⁵ Vgl. Auszug im Anhang I.

⁶ MS NEUENSCHWANDER, Z. 128-135. Die Zeilenumbrüche sind mit / markiert.

⁷ Vgl. BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 65.

⁸ MS NEUENSCHWANDER, 1. Die Bezeichnung „Hausbuch“ stammt aus der griechischen Tradition. Sie entwickelte sich dann im Mittelalter zur Hausväterliteratur. Ein Hausbuch ist ein kollektives Manuskript, in dem der Vater zu meist didaktischen Zwecken Texte sammelte, um ein Buch mit erzieherischem Wert zu gestalten. Es enthielt moralische und ethische Verhaltensregeln und später auch pragmatische Ratschläge, die für das gute Funktionieren der Familie als notwendig angesehen wurden. Vgl. BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 65f.

Frankreich und Amerika (S. 11-15) und als Letztes eine kurze Schilderung des Lebens in Amerika (S. 15-17). Der grösste Teil des Schriftstücks befasst sich also – wie es seine Überschrift schon andeutet – mit genealogischen Daten. Die Motivation Neuenschwanders, zur Feder zu greifen, scheint in erster Linie darin zu liegen, die Geburts- und Todesdaten seiner Familienmitglieder schriftlich festzuhalten.

Der zweite Text stammt von Jacob Gerber⁹ (1790-1869), der die Schweiz zusammen mit seinem Onkel, dessen Kindern, seinem Bruder und seiner Schwester im Jahre 1822 verliess. Als mögliche Ausgangspunkte für die Reise nach Wayne County, Ohio, kommen Langnau oder der Schweizer Jura in Frage. Im Gegensatz zu Neuenschwander schreibt Gerber in seinem Reisebericht vor allem über die schwierigen Lebenumstände, die die Auswanderer bei der Atlantiküberfahrt erdulden mussten. Das Dokument enthält auf der ersten Seite den Vermerk „Das schreib büchlei gehört mir / jakob gerber von langnau 1822“¹⁰ und hat fünf thematische Blöcke: Zuerst werden die täglichen Wetterbedingungen bei der Überfahrt festgehalten, die insgesamt 66 Tage dauerte (S. 4-10), anschliessend wird die 34-tägige Überlandreise bis Sugar Creek beschrieben (S. 11,12). Im dritten Teil gibt Gerber Ratschläge bezüglich der Nahrungsmittel, die zukünftige Reisende mitnehmen sollten (S. 14,15). Darauf folgt die Beschreibung der ständigen Bewegung des Schiffs, des beschränkten Platzes an Bord und des Schiffsaufbaus (S. 16-21). Der Text endet mit der Auflistung von ausgegebenem und ausgeliehenem Geld (S. 22-26). Die Motivation Gerbers, den Text zu verfassen, unterscheidet sich von derjenigen Neuenschwanders: Er hatte das Bedürfnis, den in der Schweiz Gebliebenen mitzuteilen, wie sich die Reise auf dem Schiff abspielte, und worauf man beim Auswandern achten musste. Der Zustand von Gerbers Schriftstück ist schlecht und die detailgetreue Darstellung der Vorgänge auf hoher See weist darauf hin, dass Gerbers Erinnerungen daran noch frisch waren. Daher kann davon ausgegangen werden, dass er den Bericht während der Reise schrieb. Anders als bei Neuenschwander finden sich in seinem Manuscript auch ganze Paragraphen, die gestrichen und neu geschrieben wurden. Einige Stellen sind laut der Herausgeber auch unleserlich, was ebenfalls auf die rauen Lebensbedingungen hinweisen könnte.¹¹

Aufgrund der aus den Manuskripten gewonnenen und von BOLDT/ENNINGER/GRATZ gesammelten Angaben kann ich Annahmen zum sprachlichen Hintergrund der Schreiber machen. Es ist erwiesen, dass Neuenschwander lange in einem zweisprachigen Umfeld gelebt hat. Er hatte neben seiner Erstsprache Berndeutsch und der aus Büchern bekannten deutschen Schriftsprache auch Kontakt mit Französisch. Bei vielen Täufern galt jedoch der Grundsatz „Verwäschlichkeit bringt Verweltlung“¹². Im französischsprachigen Jura war die

⁹ Vgl. Auszug im Anhang II.

¹⁰ MS GERBER, 1.

¹¹ BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 86f.

¹² DANIEL ALEXANDER BRUNAT, *Une communauté religieuse en voie de dispersion: Les anabaptistes du Jura*. Lizziatatsarbeit Universität Genf 1975, 95.

deutsche Sprache für die Täufer also eine Abgrenzungsmöglichkeit. Es ist schwierig abzuschätzen, wie stark die Kinder der Täufergemeinschaft im Alltag tatsächlich mit dem Französischen konfrontiert waren. Im folgenden Kapitel zur Verschriftlichung von französischen Ortsnamen können Hinweise darauf gefunden werden. Es ist zudem davon auszugehen, dass Neuenschwander zum Zeitpunkt der Berichtserstellung auch über gewisse Kenntnisse des Englischen verfügte.

Jakob Gerber scheint weniger Kontakt mit Fremdsprachen genossen zu haben. Es kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob er vor seiner Reise neben seiner Erstsprache Berndeutsch und der deutschen Schriftsprache auch mit einer dritten Varietät intensiv in Kontakt gekommen ist.

II. SPRACHHISTORISCHER HINTERGRUND

1. Die Verbreitung der privaten Schriftlichkeit um 1800

Ein sprachhistorischer Überblick zu den Verhältnissen in der Schweiz des beginnenden 19. Jahrhunderts ist für die vorliegende Arbeit unumgänglich: Dieser macht es erst möglich zu verstehen, was Schrift zu dieser Zeit bedeutete und wie die Schriftsprache aussah. Er erlaubt mir möglicherweise auch einzuschätzen, welche Einstellung Neuenschwander und Gerber zur Schrift hatten und welche Ausbildung sie wahrscheinlich genossen hatten.

Es ist wichtig, zwischen den Kompetenzen Lesen und Schreiben zu unterscheiden: In der Schweiz stieg die Zahl der Lesefähigen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwar an (v.a. in Genf, Basel, St. Gallen), die Zahl der Schreibenden nahm jedoch nur langsam zu. Es waren ökonomische, politische und auch persönliche Bedürfnisse und Zwänge – wie die Marktorientierung, die Mobilität (Schreiben als Redeersatz) oder der Wunsch, eine Spur für die Nachkommen zu hinterlassen – die zum langsam ansteigenden Anstieg beitrugen.¹³

So war auf dem Land die Buchführung in allen sozialen Schichten oft unerlässlich, um einen Überblick über Zusatzdienste, Nebenerwerbe, Vermietung von Häusern, schriftliche Mietverträge oder Darlehens-/Schuldverschreibungen usw. zu behalten. Auch für die Kirche und die Institutionen spielte der Schriftgebrauch eine wichtige Rolle. Die kirchliche Verwaltungsstruktur in den protestantischen Regionen verlangte die Beteiligung der bäuerlichen Bevölkerung, die Positionen wie Rechnungsführer besetzte und auch über die kirchliche Praxis mitbestimmte. Die Schriftlichkeit setzte sich in den genannten Bereichen fest und entwickelte sich auch in den privaten Bereichen weiter. Die Mehrheit der Bevölkerung folgte dieser Tendenz jedoch nur zögernd. Schreiben gewann erst in einem zweiten Schritt an Bedeutung, was sich im Briefverkehr ausdrückte: Dieser löste sich zunehmend von den professionellen Bindungen. Die Mobilität

¹³ MESSERLI 2002, 305f. MESSERLI zeigt mit Hilfe von zahlreichen Quellen auf, wie sich die Literalität in der Schweiz entwickelte.

der ländlichen Bevölkerung, meist motiviert durch Krieg, Ausbildung, Existenzsicherung oder Krankheit, führte dazu, dass die schriftliche Ausdrucksform an Wichtigkeit gewann. Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert kam die Reisetätigkeit auf, die eine schriftliche Korrespondenz mit sich brachte. Insbesondere durch die Auswanderungen in die USA ergab sich ein sehr intensiver Briefwechsel auch unter wenig gebildeten Menschen.

2. Schulpflicht und Schrifterwerb in Schweizer Schulen

In der Schweiz wurde um 1800 ein bedeutender Schritt bezüglich der Regelung der Schulpflicht getan. Die Helvetik und die Mediationsverfassung führten in den Kantonen zu Schulgesetzen, die den Primarschulbesuch in einigen Kantonen ab 1803, in anderen ein wenig später für alle zur Pflicht machten. Im Kanton Bern trat das neue Schulgesetz allerdings erst 1835 in Kraft. Das verfolgte Ziel war die Verbesserung des Schulbesuchs. Die Durchsetzung der Schulpflicht war nämlich noch bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert das eigentliche Problem der Schulwirklichkeit, da die Schule den Eltern zusätzliche Kosten verursachte und die Kinder durch den Schulbesuch der bäuerlichen oder familiären Arbeit entzogen wurden. Erst 1871 wurde entschieden, dass die Eltern nicht mehr für die Bildung ihrer Kinder aufkommen müssten.¹⁴

Wenn eine Familie über diese Schwierigkeiten hinwegkam und beschloss, ein Kind zur Schule zu schicken, stellte sich das Problem des Leseunterrichts. Die Schule förderte vor 1800 die Schreibpraxis nicht, die didaktischen Einsichten und Präferenzen fehlten. Schreiben wurde erst nach dem Lesenlernen und dem Auswendiglernen des Katechismus gelernt, das heisst, meist am Ende der Schullaufbahn, die viele gar nicht erreichten. Es herrschte auch die Meinung, dass ein Kind erst ab einem gewissen Alter schreiben könne, wofür medizinische Gründe angeführt wurden.¹⁵

Schreiben bedeutete zudem meist Kopieren, die Beherrschung der Kalligraphie stand im Vordergrund. Unter dieser Prioritätensetzung litten die inhaltliche Eigenständigkeit und die orthographische Richtigkeit. Doch wie wichtig war die Schule im Prozess des Schrifterwerbs?

„Die ‚Alphabetisierung von unten‘ als eine informelle Praxis autodidaktischer Lern- und Lehrprozesse ist eine noch wenig untersuchte historische Tatsache. Viele der Schreiber und Schreiberinnen von Hausbüchern, Chroniken, Tagebüchern, Briefen und Autobiographien haben vor 1830 selber oder unter Anleitung eines Elternteils schreiben gelernt.“¹⁶

Die von MESSERLI untersuchten Quellen zeigen, dass Schreiben nicht nur in der Schule, sondern vor allem auch zu Hause gelernt wurde. In der Regel unterstützten die Eltern ihre Kinder sehr, auch wenn sie selbst Analphabeten waren. Bei

¹⁴ Vgl. MESSERLI 2002, 411.

¹⁵ MESSERLI 2002, 528f.

¹⁶ MESSERLI 2002, 503.

den Täufern scheint es eine starke Bildungstradition gegeben zu haben. Die Kinder der Täufer im Jura genossen laut UMMEL¹⁷ einen Unterricht, der zu Hause erteilt wurde. Wenn dies nicht durch ein Familienmitglied geschah, war es eine Lehrperson, die eine Gruppe von Kindern unterrichtete und manchmal auch von Hof zu Hof ging.

Charles Ferdinand Morel (1772-1848) schreibt diesbezüglich zu Beginn des 19. Jahrhunderts:

,Les Anabaptistes n'ont point d'école. Ils savent cependant presque tous lire et écrire. Ce sont les pères qui se donnent la peine d'instruire eux-mêmes leurs enfans (sic). Quelquefois, ils prennent chez eux dans les longs hivers quelque mauvais pédagogue, qui pour sa nourriture, enseigne ce qu'il sait. Les seuls livres que l'on trouve chez eux sont la Bible et quelques recueils de cantiques et de prières.“¹⁸

In den ländlichen Regionen wurde die Schriftbeherrschung häufig nicht als eine von jedem Individuum zu fordernnde Fähigkeit begriffen, sondern sie wurde als eine Dienstleistung angesehen, die von mindestens einem Mitglied einer Familie beherrscht werden sollte und die auch eine Lohnarbeit war. Die Bevölkerung hatte also ein selbstverständliches Verhältnis zur Schrift, was jedoch nicht bedeutet, dass die Schrift auch aktiv beherrscht wurde. Die Langsamkeit des schulischen Wandels geht auch aus einem Schulbericht über die Gemeinde Lützelflüh von Jeremias Gotthelf aus dem Jahre 1832 hervor, den MESSERLI folgendermassen zusammenfasst:

„von allen 758 Schulkindern lernten zwei Drittel Buchstaben schreiben, ein Drittel über ein Thema schreiben, jedes Fünfzigste versuche sich an Aufsätzen, eines wisse, wo kleine und grosse Anfangsbuchstaben stehen sollen, und keines sei in der Lage, einen verhünftigen Satz zu bilden.“¹⁹

Der Schreibunterricht in der Schule war zu Neuenschwanders und Gerbers Zeit also noch nicht gesichert. Wie der private Schreibunterricht der Täufer zu Beginn des 19. Jahrhunderts konkret aussah, ist mir nicht bekannt. Einer Quelle zufolge scheint dieser jedoch sicher in der Mitte des Jahrhunderts in den inoffiziellen Schulen stattgefunden zu haben, wobei kein Wert auf Grammatik und Rechtschreibung gelegt wurde. Ein Pfarrer beschreibt eine deutschsprachige Täufer-Quartierschule im Jura mit den folgenden Worten:

,J'y ai trouvé 12 garçons et 13 filles. [...] tous savent lire et écrire et tout sont joliment exercés dans la récitation du cathéchisme des anabaptistes ; de cantiques religieux excellents et de chapitres entiers du nouveau Testament. [...] La partie la plus faible, c'est la grammaire allemande et la connaissance de la langue qui ne leur est familière que dans l'usage et le dialecte bernois le plus reculé.“²⁰

¹⁷ UMMEL 1999, 18f.

¹⁸ Zitiert nach UMMEL 1999, 18f.

¹⁹ MESSERLI 2002, 528.

²⁰ Zitiert nach UMMEL 1999, 21ff.

3. Schriftliche Vorbilder und Schreibvorlagen

Sowohl zum Erlernen des Lesens als auch der Schrift dienten in erster Linie die religiösen Schriften als Vorlage. Für die vorliegende Arbeit interessieren mich die von den Täufern gelesenen Schriften: die Froschauer Bibel und der Ausbund.²¹ Luthers Übersetzung des Neuen Testaments erschien zum ersten Mal im September 1522. Schon zwei Jahre später druckte der Zürcher Christoffel Froschauer eine Schweizer Ausgabe, in der er den Luthertext in seine regionale Druckersprache umsetzte. 1530 brachte er schliesslich die vollständige Zürcher Bibel heraus. Diese wurde regelmässig an die theologischen und sprachlichen Verhältnisse angepasst.²²

Im Kanton Bern wurde ab 1684/85 die von der Berner Obrigkeit teilfinanzierte Piscator Bibel gelesen. Die Berner Täufer weigerten sich jedoch, diese Bibel zu übernehmen, und hielten an der Froschauer Bibel fest.²³ Laut JECKER²⁴ wurde diese meist in Basel nachgedruckt, so auch im Jahre 1702 von Johann Jacob Genath.

Ich gehe also davon aus, dass Neuenschwander und Gerber die Froschauer Bibel lasen. Es muss präzisiert werden, dass die Täufer an der Ausgabe von 1536 fest-hielten.²⁵ Eine weitere religiöse Schrift, welche unsere Schreiber mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit kannten, ist das Gesangsbuch Ausbund²⁶, dessen erste Ausgabe 1564 erschien.

Die Schweizer Täufer des 19. Jahrhunderts lasen also religiöse Schriften, die sprachlich auf einem älteren Stand waren. Dies hat ihre Vorstellung von Schriftsprache sicherlich geprägt. Ich nehme jedoch an, dass sie auch mit Schriftsprache in Kontakt kamen, die auf dem Entwicklungsstand der Standardsprache des 19. Jahrhunderts war. Wenn ich in der folgenden Untersuchung also von zielsprachlich korrekten Wortformen spreche, meine ich damit, dass die Sprache dem Stand des frühen 19. Jahrhunderts entspricht (nach ADELUNG²⁷). Die Froschauer Bibel und der Ausbund werden nur dann zur

²¹ Die Informationen zu den Lektüregewohnheiten der Täufer verdanke ich Prof. Dr. Walter Haas und Dr. Hanspeter Jecker.

²² WALTER HAAS, Zur Rezeption der deutschen Hochsprache in der Schweiz, in: Sprachstandardsierung: 12. Kolloquium der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften 1991, hg. v. Georges Lüdi, Freiburg 1994, 194ff.

²³ ERNI 1949, 16.

²⁴ HANSPETER JECKER, Ketzer – Rebellen – Heilige. Das Basler Täufertum von 1580-1700, Liestal 1998, 585ff.

²⁵ In den USA wird diese bis heute nachgedruckt. Für die vorliegende Arbeit wurde ein Nachdruck konsultiert: Froschauer Bibel, hg. v. Amos B. Hoover und Hutterische Brüder, Denver USA/Cayley Canada 1975. Es handelt sich dabei um eine sprachlich und graphisch unveränderte Ausgabe der Froschauerbibel von 1536.

²⁶ Für die vorliegende Arbeit wurde ein Nachdruck konsultiert: Ausbund, hg. v. Amische Gemeinden in Lancaster County, Lancaster USA 1973. Es handelt sich dabei wahrscheinlich um den unveränderten Text von 1742.

²⁷ JOHANN CHRISTOPH ADELUNG, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, 2. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1801 (Documenta Linguistica), hg. v. Ludwig Erich Schmitt, Hildesheim 1990.

Erklärung von Wortformen hinzugezogen, wenn Neuenschwanders und Gerbers Formen von der im 19. Jahrhundert gängigen Sprache abweichen.

III. ERGEBNISSE DER EMPIRISCHEN UNTERSUCHUNG

1. Vorbemerkungen

Vor der Folie des oben aufgezeigten biographischen, historischen und soziokulturellen Wissens untersuche ich die Schriftsprache Neuenschwanders und Gerbers auf lautlicher, morphologischer und lexikalischer Ebene. Mich interessiert dabei, wie diese Deutschschweizer ihre Schriftsprache geschaffen haben. Sind aufgrund der Analyse ihrer Schriftsprache Strategien und Regeln der Verschriftlichung erkennbar? Es reicht nämlich nicht, jedem berndeutschen (bd.) Laut einen Buchstaben zuzuweisen – die Schreiber wussten, dass sie ihren Text nicht in Berndeutsch verfassen konnten, sondern eine ihnen wenig geläufige Schriftvarietät anstreben mussten. Zu diesem Problem gibt es kaum Vorarbeiten, ich stütze mich daher auf Studien über den Zweitspracherwerb von Deutschschweizer Kindern. Ich nehme an, dass Neuenschwander und Gerber ähnliche Strategien der Verschriftlichung anwandten wie es heutige Kinder beim Schreibenlernen tun. Die Termini *Regel* und *Strategie* werden in der Linguistik sehr allgemein verwendet. Trotz ungeklärtem Status erachten es HÄCKI BUHOFER/BURGER allerdings als sinnvoll, diese Begriffe im Zusammenhang mit Spracherwerbsprozessen zu benutzen:

„Wenn das Kind bestimmte schweizerdeutsche Merkmale in fast allen Fällen auf die Zielsprache [Hochdeutsch, NM] hin verändert, ohne daß man davon ausgehen muß, daß es die zielsprachlichen Formen als lexikalische Einzelfälle gelernt hat, und wenn die betroffenen Phänomene einen linguistisch einheitlich faßbaren Bereich betreffen [...], sprechen wir von einer Regel. [...] Wir denken bei dem Konzept der Regel in erster Linie an Mechanismen der Produktion. [...] Der Lerner verfolgt bei der Sprachproduktion dann eine Strategie, wenn er ein zutreffend wahrgenommenes Merkmal auf eine Gruppe von Phänomenen hin erweitert, die sich aus struktureller Sicht nicht zu einer einheitlichen Kategorie zusammenfassen lassen.“²⁸

Neben den Begriffen Regel und Strategie wird im vorliegenden Aufsatz auch der Terminus „Maxime“ benutzt. Nach KELLER repräsentiert eine Handlungsmaxime „eine Tendenz des Handelns oder auch eine bewusste oder unbewusste Strategie des Handelns“²⁹.

²⁸ ANNELIES HÄCKI BUHOFER und HARALD BURGER, Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen, Stuttgart 1998, 36f.

²⁹ RUDI KELLER, Sprachwandel. Von der Unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen 1994, 126.

2. Vom gesprochenen Laut zum geschriebenen Buchstaben

a) Graphematik und Orthographie

Die Grundeinheit der Schrift sind nicht die Buchstaben, sondern die Grapheme einer Sprache. Grapheme sind die kleinsten segmentalen Einheiten des Schriftsystems, zu ihnen gehören Einzelbuchstaben und Mehrgrafen, die eine kleinste, systematisch unteilbare Einheit bilden wie z.B. der Trigraph <sch>. Die Graphematik beschäftigt sich mit den Graphemen einer Sprache, ihrem Schriftsystem, und ermittelt die Regelmässigkeiten, die dem Schreiben zugrunde liegen. Sie interessiert sich nicht für Rechtschreibung, sondern dafür, wie tatsächlich geschrieben wird. Die so genannten Graphem-Phonem³⁰-Korrespondenzen (GPK) stehen dabei im Mittelpunkt: Dies sind Zuordnungsregeln, mit denen der Schreiber den Phonemen Grapheme zuordnen kann. Im Deutschen entspricht einem Phonem meist genau ein Graphem: Wir sprechen [t] und schreiben <t>.

Zu Neuenschwanders und Gerbers Zeit war das Verhältnis zwischen Graphematik und Orthographie ein anderes als in der Gegenwart. In der heutigen Zeit liegen Orthographie und Graphematik nahe zusammen, da Schreiben zumeist auch Rechtschreiben bedeutet. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten sich zwar schon orthographische Regeln herausgebildet, diese waren dem gemeinen Schreiber jedoch kaum bekannt.³¹ Die Texte unserer Schreiber dürfen also nicht aufgrund von orthographischen Regeln bewertet werden, sondern es muss deren Graphematik untersucht werden. Wichtig ist insbesondere das Schreiben nach der Aussprache, phonographisches Prinzip³² genannt, das die Beziehungen von Phonemen und Graphemen bei der Wortschreibung betrifft.

b) phonographisches und graphographisches Schreiben

Bevor ich die Schreibsprache der beiden Täufer im Allgemeinen bespreche, möchte ich unterschiedliche Prinzipien des Schreibens anhand von englischen und französischen Ortsnamen aufzeigen.

Die Reise durch Frankreich und die USA wurde vor allem von Neuenschwander sehr gut dokumentiert. Er beschreibt die Reiseroute von Münster/Moutier bis nach Putnam County USA sehr detailliert und nennt insgesamt 93 Orte³³, von denen fast alle in Frankreich und den USA liegen. Gerber ist weniger ausführlich und nennt in Frankreich lediglich Le Havre de Grace und dann 25

³⁰ *Phonem* bezeichnet die kleinste bedeutungsunterscheidende segmentale Lauteinheit einer Sprache.

³¹ Vgl. DIETER NERIUS, Graphematische Entwicklungstendenzen in der Geschichte des Deutschen, in: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, 3. Teilband, 2. Auflage (HSK 2.3), hg. v. Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger, Berlin/New York 2003, 2462.

³² Duden 4. Die Grammatik, 1998, 61.

³³ Es werden nur diejenigen Ortschaften in Betracht gezogen, die klar identifiziert werden konnten. Ich richte mich dabei nach BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997 und Joe Springer, Kurator der Goshen Historical Library, USA dessen Korrekturen mir freundlicherweise von Hanspeter Jecker zugesandt wurden.

Ortschaften der USA. MACHA formuliert den Vorgang beim Schreiben von fremdsprachigen Toponymen folgendermassen:

„Dem Schreiben fremder Toponyme [geht, NM.] das Hören und/oder Lesen bzw. Geschriebensehen voraus. Es ist also von akustischen und optischen Erinnerungen gesteuert. Die Erinnerungen werden auf bestimmte Wortvorstellungen hin konkretisiert und graphisch realisiert.“³⁴

Die Schreibung von Toponymen wird also durch verschiedene Elemente gesteuert: das Hören der Ortsnamen, das Sehen der geschriebenen Ortsnamen, die deutschen Sprachschreibgewohnheiten und die Kenntnisse der fremdsprachlichen GPK-Regeln. Die Schreibung kann sich je nach Stärke des Einflusses einzelner Faktoren auf einem Kontinuum zwischen phonographischem Schreiben (nach Wortklang) und graphographischem Schreiben (nach Wortbild) befinden.³⁵

Die amerikanischen und französischen Toponyme aus den vorliegenden Manuskripten können in drei Kategorien unterteilt werden: Eine erste Kategorie besteht aus Ortsnamen, die phonographisch wiedergegeben wurden. Eine zweite Gruppe fasst Toponyme zusammen, die eine Mischung aus Reproduktion des Wortklangs und teilweiser Übersetzung ins Deutsche sind. Die dritte Kategorie enthält schliesslich Ortsnamen, deren Schreibung wahrscheinlich vom Wortbild beeinflusst wurde.³⁶

Der Grossteil der belegten Toponyme gehört der phonographischen Kategorie an und folgt der Strategie „Schreibe so, wie du es hörst“. Die Schreibgewohnheiten Gerbers und Neuenschwanders scheinen ähnlich zu sein und es ist anzunehmen, dass der Input der französischen und amerikanischen Toponyme auf der Reise vor allem auf akustischem und nicht auf visuellem Weg erfolgte. Da Neuenschwander bewiesenermassen vor seiner Auswanderung in einer französischsprachigen Umgebung gelebt hatte, könnte es sein, dass er einige Regularitäten der französischen GPK kannte. Dies kann anhand der französischen Toponyme (Tabellen 2 und 3) überprüft werden.

Die folgenden Tabellen enthalten eine Auswahl der Ortsnamen mit weitgehend phonographischer Schreibung:

Toponym	Neuenschwander	Toponym	Gerber
Bellelay	<i>bällele</i>	Lancaster	<i>langester</i>
Yvetot	<i>yfto</i>	Hunterstown	<i>hunterstaunt</i>
Carlisle	<i>karlein</i>	Oxford	<i>ogstfort</i>
Riley-Creek	<i>reiligrik</i>	Adamsburg	<i>ademburg</i>
Wayne-County	<i>wenkanti</i>	Pittsburgh	<i>biztburg</i>
Shippenstown	<i>schibistaun</i>	Abbotstown	<i>Ebensthon</i>
Pittsburgh	<i>bitzburg, bitzburg</i>	Allengheny	<i>lägenie</i>

Tab. 1

³⁴ MACHA 1998, 163.

³⁵ MACHA 1998, 162-164.

³⁶ MACHA 1998, 163f.

Neuenschwander und Gerber waren während der Reise durch Frankreich und bei ihrer Ankunft in den USA mit fremden Lautfolgen konfrontiert, mit denen sie umgehen mussten. Die Schreibung der oben genannten Ortsnamen geben die französische und die englische Aussprache ziemlich genau wieder. So werden z. B. Riley-Creek, Carlisle oder Hunterstown getreu der englischen Aussprache zu *reiligrik, karlein* und *hunterstaunt*.

Es ist anzunehmen, dass in der Täufergemeinschaft eine eingedeutschte Aussprache der fremdsprachigen Toponyme verbreitet war. Ich gehe davon aus, dass diese Aussprache zum Teil auf dem Wortbild beruhte, das nach deutschen GPK-Regeln gelesen und dann mündlich weitergegeben wurde: Das bei beiden Schreibern vorkommende *-burg* sollte nach englischer Aussprache phonographisch ähnlich wie *-börg/-bürg* ausfallen. Es ist also wahrscheinlich, dass die Schreibung *-burg* nicht auf dem Wortbild, sondern auf einer vom Umfeld vermittelten deutschen Aussprache beruht. Neuenschwander zeigt diesbezüglich eine Unsicherheit in der Schreibung von *Pittsburg*. Es kann gut möglich sein, dass er zum Schreibzeitpunkt sowohl die amerikanische als auch die deutsche Aussprache des Toponyms kannte: *bitzburg, bitbürg*.

Dass Neuenschwander trotz langem Aufenthalt in einem französischsprachigen Gebiet wahrscheinlich nicht französisch schreiben konnte, zeigen folgende Belege:

Toponym	Neuenschwander
Baume-les-Dames	<i>bohm</i>
Dôle	<i>dohl</i>
Auxerre	<i>osehr</i>

Tab. 2

In diesen drei Toponymen kommt zum Ausdruck, dass Neuenschwander offensichtlich keine Kenntnisse der französischen GPK-Regel hatte, die besagt, dass ein geschlossenes /o/ häufig als <au> zu verschriftlichen ist. Er hat jedoch eine gute Erinnerung an den Wortklang und realisiert eine korrekte deutsche GPK. Die fehlenden Kenntnisse halten Neuenschwander nicht davon ab, eine regelmässige Schreibung anzustreben. Dies beweist auch folgendes Beispiel: Der im Deutschen nicht vorhandene nasale Laut [õ] wird bei ihm regelmässig zu <u>:

Toponym	Neuenschwander
Corgémont	<i>gorschemuh</i>
Dijon	<i>dischu</i>
Vermenton	<i>wärmantu</i>
Charenton	<i>schorantu</i>
Pontoise	<i>punduös</i>
Montereau	<i>Muntru</i>

Tab. 3

Die Schreibung der französischen Ortsnamen ist bei Neuenschwander also „deutsch“, aber sehr nahe an der tatsächlichen Aussprache. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass er die französische Sprache von Geburt an regelmäßig im Ohr hatte. Die falsche Orthographie weist also auf eine gute Sprachkenntnis hin. Die Wortgrenzen erkennt Neuenschwander nicht und gibt wie Gerber das Gehörte phonographisch in einer Buchstabenkette schriftlich wieder:

Toponym	Neuenschwander	Toponym	Gerber
St. Denis	sändni	Le Havre de Grace	<i>hafratagras /hafrata</i>
Villeneuve-St.Georges	wilnöfdesänsthorsch		
Le Havre de Grace	haferdegras / hafer		
L'isle sur le Doubs	lilsürledu		

Tab. 4

Die Tatsache, dass sich in Gerbers Bericht nur ein einziger französischer Ortsname befindet, obwohl auch er durch Frankreich gereist ist, könnte damit zusammenhängen, dass er die französischen Ortsnamen vom Hören gar nicht kannte und daher nicht in der Lage war, sie lautlich wiederzugeben.

Die zweite Kategorie umfasst zweisprachige Toponyme: Diese fremdsprachigen Ortsnamen wurden teilweise oder vollständig ins Deutsche übersetzt. Die amerikanischen Toponyme stehen in dieser Hinsicht im Kontrast zu den französischen, die nie eingedeutscht wurden.

Toponym	Neuenschwander	Toponym	Gerber
New York	Neüork	New York	<i>Neüyorckt</i>
New London	Neülunden	Stoystown	<i>steinthon</i>
Old Bethlehem	alth bätelhäm	Sugar Creek	<i>zukergrickt</i>
Greensburg	Grünsburg	Greensburg	<i>(grensburg)</i>
Beaver Falls	biberstat	Beaver Falls	<i>biberstat</i>
Little Chippewa	kleini schibewa		
Green Township	grühn taunschiph		

Tab. 5

Ich zähle sie ebenfalls zur phonographischen Gruppe, da es wahrscheinlich ist, dass die Teilübersetzungen in der Regel nicht von den Schreibern selbst geleistet, sondern dass diese Orte in der Täufergemeinschaft generell so benannt wurden. Ein klares Beispiel dafür ist *Beaver Falls*: beide Schreiber wählen mit *biberstat* eine Variante, die vollständig vom Englischen abweicht. Ich gehe davon aus, dass sich die Auswanderer untereinander über die möglichen Reiserouten ausgetauscht und dass sich auf diese Weise gewisse Ortsbezeichnungen etabliert haben. Die rein englischen Ortsbezeichnungen waren den Reisenden in diesen Fällen vielleicht gar nicht bekannt: So wurden

New York und *New London* als „neue“ Städte erkannt und in der Täufergemeinschaft dementsprechend *Neüork* und *Neülunden* genannt. Auch die Toponyme *zukergrickt*, *kleini schibewa* oder *alth bätelhäm* scheinen in der mündlichen Kommunikation in der deutschen Variante präsent gewesen zu sein. Anders verhält es sich mit *New Garden*, das von Neuenschwander rein phonographisch mit *Nugarden* wiedergegeben wurde.

Greensburg erscheint nur bei Neuenschwander in übersetzter Form als *grünburg*. Ob Gerber die übersetzte Variante nicht kannte, oder Neuenschwander wie in *grühn taunschiph* eine eigene Übersetzung machte, ist nicht klar. Dieser zweiten Kategorie liegt also ebenfalls das phonographische Prinzip zugrunde – die Schreiber gaben die Toponyme so wieder, wie sie sie in ihrem Umfeld gehört hatten.

Aufgrund der vorliegenden Belege kann angenommen werden, dass die Toponymschreibung nur in geringem Masse von Schriftbildern beeinflusst wurde. Bei Gerber können zwei graphographische Schreibungen (von 26) und bei Neuenschwander nur eine (von 93) möglichen graphographischen Schreibungen ausgemacht werden:

Toponym	Neuenschwander	Toponym	Gerber
New York	(<i>Neüork</i>)	New York	<i>Neüyorckt</i>
Canton	<i>kanton</i>	Canton	(<i>kenton</i>)
Chambersburg	(<i>Gumelstaun</i>)	Chambersburg	<i>chambarsburg</i>

Tab. 6

In Gerbers Schreibung *Neüyorckt*³⁷ ist das <y> nicht aus dem Wortlaut ableitbar und im Vergleich zu Neuenschwanders *Neüork* näher am Schriftbild. Es ist mir nicht bekannt, ob und wie oft die Reisenden Ortsschilder angetroffen haben oder Landkarten zur Verfügung hatten.

Im Beleg *kenten* ist Gerbers Schreibung näher an der englischen Aussprache als Neuenschwanders *kanton*, der hier vielleicht vom Schriftbild beeinflusst wurde. Natürlich kommt auch eine Beeinflussung durch das deutsche Wort *Kanton* in Frage. Ein interessanter Beleg ist die Schreibung von *Chambersburg*: Nach phonographischer Schreibung müsste dieser Ort (*t)schämbersburg* heißen – Gerbers Schreibung *chambarsburg* richtet sich wahrscheinlich nach dem Schriftbild. Neuenschwanders Variante *Gumelstaun* könnte die gängige deutsche Bezeichnung des Ortes gewesen sein.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Gerber in der Schreibung weniger frei mit den Ortsnamen umging als Neuenschwander. Der enorme Unterschied in der Anzahl fremdsprachiger Toponyme, der zwischen Gerbers (26 Orte) und Neuenschwanders (93 Orte) Text besteht, könnte darauf hinweisen, dass sich

³⁷ Das <t> am Wortende könnte als Epenthese angesehen werden (vgl. BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 97. Bemerkung zu Z. 165.)

Letzterer beim Schreiben sicherer fühlte und ihm die Umsetzung von fremdsprachlichen Lautketten in deutsche Buchstabenfolgen leichter fiel. Gerber hingegen scheint nur Ortsnamen aufgeschrieben zu haben, von denen er eine relativ klare Vorstellung hatte.

c) Der Einfluss des schriftlichen Vorbildes

Während beim Schreiben der fremdsprachigen Toponyme – die in erster Linie mündlich überliefert wurden – die genaue Wiedergabe des Wortklangs zählte, hatten die Schreiber beim Deutschschreiben wahrscheinlich den Anspruch, aus den Schriften bekannte Formen zu reproduzieren. Hochdeutsch (Hd.) war nicht die Erstsprache der beiden Schreiber und wurde in der Schweiz zu dieser Zeit nicht spontan gesprochen, sondern war in mündlicher Form wohl nur beim Vorlesen zu hören. Beim Versuch, die deutsche Standardsprache zu schreiben, konnten sich Neuenschwander und Gerber also nicht wie die heutigen Schreiber auf ihre eigenen mündlichen Kenntnisse der Hochsprache stützen. Sie kannten das Hd. in erster Linie als Schriftsprache und wahrscheinlich auch als „Vorlesesprache“³⁸. Das Hd. in Berner Munde klang natürlich nicht wie das erst 1898 von Siebs erstmals kodifizierte Bühnenhochdeutsch, sondern war dem Berndeutschen in der Aussprache sehr nahe.

Das heißt, die Erstellung von GPK-Regeln war für diese Schreiber dadurch erschwert, dass die Ausgangssprache Berndeutsch und die Zielsprache Hd. war: Sie hatten die Laute ihrer gesprochenen Muttersprache und die Grapheme des Hd. zur Verfügung. Während des Schreibens findet also nicht nur ein Wechsel der Ausdrucksform, sondern auch des Sprachsystems statt. Dies könnte die Strategie der Schreibung nach phonographischem Prinzip, die ich für die fremdsprachigen Toponyme festgestellt habe, stören.

d) Strategien der Verschriftlichung von Vokalen

Die Analyse der phonologischen Ebene zeigt, dass Neuenschwander und Gerber unterschiedliche Strategien verfolgen: Während der Erste die Maxime "Schreibe, wie du sprichst" anwendet, scheint der Zweite das Mündliche wenn immer möglich auszuschalten und sich an die Maxime "Schreibe nicht, wie du sprichst" zu halten. Deutlich lässt sich diese unterschiedliche Vorgehensweise anhand der Verschriftlichung der e-Laute aufzeigen:

Das Berndeutsche (Bd.) verfügt über zwei e-Laute, [æ] und [ɛ], die beide als Länge und Kürze vorkommen können. Im Folgenden soll die Verschriftlichung des überoffenen e-Lautes [æ]³⁹ genauer betrachtet werden. Dieser Laut wird von Neuenschwander fast ohne Ausnahme durch die Graphie <ä> wiedergegeben:

³⁸ Exemplarische Lesesituationen in der Familie werden für die Zeit von 1780-1850 häufig beschrieben, es ist jedoch nicht klar, ob diese gemeinsamen Lektüren tatsächlich so stattgefunden haben. Die neue Technik des stillen Lesens, welche das individuelle Lautlesen ablöste, scheint sich in der Unterschicht und im Kleinbürgertum – sofern gelesen wurde – verbreitet zu haben. Vgl. MESSERLI 2002, 89ff.

³⁹ Der überoffene e-Laut ist z.B. in den bd. Wörtern *Bär* und *gärt* zu finden.

schwärth, Ver därben, nähmen, hantwärk, bärgh, rächnet. Er richtet sich hier nach dem phonographischen Prinzip und leistet eine korrekte GPK, die jedoch nicht der Standardsprache, sondern dem Berndeutschen entspricht. Neuenschwander wurde in seiner Schreibung wahrscheinlich auch noch durch den Ausbund bestärkt, in dem ebenfalls einige Wortformen mit nicht hochdeutschem <ä> vorkommen. In seinem Text gibt es nur ein Wort mit zwei Varianten, und zwar *september/sepdämber*. Wahrscheinlich hat in diesem Fall die Kenntnis der hochdeutschen (hd.) Schreibung eine regelmässige phonographische Schreibung verhindert.

Gerber geht bei der Verschriftlichung von [æ] nicht gleich vor. Er schreibt überoffenes e sowohl als <e> als auch als <ä>. Der Text enthält fast gleich viele Belege mit <ä> wie mit <e> und zudem auch drei Wörter, die in beiden Varianten vorkommen: *späckt/speckt, wätter/weter, länen/lenen*. Gerber scheint verstanden zu haben, dass [æ] im Hd. meist <e> geschrieben wird. So schreibt er z. B. auch hyperkorrektes *geweschen, fessle* oder *ungefer*.

Neuenschwander scheint also eine möglichst regelmässige Anwendung der ihm bekannten GPK-Regel anzustreben, während Gerber sich sowohl der GPK [æ] > <e> als auch der GPK [æ] > <ä> bedient. Allerdings zeigt er eine leichte Tendenz zum vermehrten Gebrauch von <e>, was den Willen zur Schriftnähe ausdrücken könnte.

Interessante Ergebnisse zeigt auch die Analyse der Verschriftlichung von Langvokalen. Eingangs ist festzustellen, dass sich die Verteilung von Kurz- und Langvokalen im Berndeutschen vom Hd. unterscheidet. Es gibt zudem auch innerhalb der Sprachgemeinschaft eines engeren Gebiets und sogar bei einzelnen Sprechern instabile Verhältnisse bezüglich der Vokalquantität.⁴⁰ Dies erschwert die Analyse, da nicht in allen Fällen mit absoluter Sicherheit gesagt werden kann, ob Neuenschwander und Gerber in gewissen Wörtern den Vokal gedehnt aussprachen. Zudem ist die Belegzahl klein, sodass nur Vermutungen angestellt werden können.

Im Hd. existieren drei verschiedene Möglichkeiten, um die Vokallänge zu markieren: 1. *Spiel*: Der Langvokal [i:] wird durch <ie> ausgedrückt, 2. *Kuh*: Verwendung des Dehnungs-h, 3. *Boot*: Verdoppelung des Vokals.⁴¹

Neuenschwanders Streben nach einer möglichst regelmässigen Verschriftlichung seiner gesprochenen Sprache („Schreibe, wie du sprichst“) kommt auch im Bereich der Vokalquantität zum Ausdruck. So richtet er sich nach der übergeordneten Maxime „Unterscheide beim Schreiben immer die Lang- von den Kurzvokalen“. Er scheint zudem folgende Regel beachtet zu haben: „Markiere

⁴⁰ MARTI 1985, 18. Die Vokalquantität bezieht sich auf die Länge eines Vokals. Das bd. Verb *choo* hat im Gegensatz zum hd. Pendant *kommen* einen Langvokal.

⁴¹ „Die Grammatiker des 19. Jahrhunderts nahmen eine zögerliche, abwartende bis ablehnende Haltung ein, wenn es um Fragen der Vereinheitlichung und Vereinfachung von Dehnungs- und Schärfungsregeln ging. [...] So blieb die von Willkür geprägte Uneinheitlichkeit der Regeln, wie sie etwa um 1800 bestand, im Wesentlichen bis heute bewahrt.“ SCHIKORSKY 1990, 249.

alle Langvokale mit <h> und lass das <h> nur weg, wenn du die korrekte schriftliche Form kennst.“ Im Gegensatz dazu folgt Gerber wiederum der Maxime „Folge deiner Aussprache nicht“.

In beiden Texten sind Wortformen zu finden, die im Hd. mit langem /i/ gesprochen werden: So wird das Personalpronomen *sie* in Neuenschwanders und Gerbers Texten immer mit <ie> geschrieben. Dasselbe gilt für den bestimmten Artikel *die*, wobei in diesem Fall nicht gesagt werden kann, ob die Schreiber durch <ie> tatsächlich den Langvokal verschriftlicht haben. Die Schreibung <ie> könnte auch den im Bd. vorhandenen Diphthong [iə] wiedergeben. Geht man davon aus, dass die Schreibung einen Langvokal bezeichnet, kann angeommen werden, dass sie sich diese zielsprachliche Schreibung durch Lektüre angeeignet haben.⁴² Sie würden in diesem Fall also nicht dem phonographischen Prinzip folgen, sondern sich auf ihre Kenntnisse der hd. Schriftformen stützen. Neuenschwander zeigt jedoch eine gewisse Unsicherheit in der Schreibung: Der Demonstrativartikel *diese* erscheint in seinem Text auch in der Variante *dises*. Daraus könnte geschlossen werden, dass er <e> nicht als Dehnungszeichen erkannt und bewusst eingesetzt hat, sondern sich lediglich an einzelne hd. Wortbilder erinnerte (*sie, die*), die er reproduzierte. Neuenschwander schien den Gebrauch von <ie> zu meiden, wenn er die konkrete hd. Wortform nicht kannte. Auffällig ist, dass er Wörter, die im Bd. Diphthong haben, beim Schreiben zielsprachlich korrekt monophthongiert und dem Vokal zusätzlich noch ein <h> anhängt: So schreibt er *schihr* und *Vihrtel*. Diese Schreibung bestärkt die oben geäusserte Vermutung, dass Neuenschwander das <ie> in den hd. Schriften nicht als Monophthong [i:], sondern als Diphthong [iə] gelesen hat. Es scheint jedoch eine Ahnung vom Klang des Hd. gehabt und gewusst zu haben, dass *Viertel* im Hd. nicht diphthongiert ist und einen Langvokal besitzt. Diesen hat er nicht mit <e> sondern mit <h> markiert.

In Gerbers Text tauchen neben *die* und *sie* auch die hd. Wortformen *geblieben* und *wieder* auf, die im Bd. Kurzvokal haben. Er kann also nicht den bd. Wortklang wiedergegeben haben und ich nehme daher an, dass Gerber sich beim Schreiben dieser Wörter auf die Erinnerung der hd. Wortbilder stützen konnte. Ob Gerber darüber hinaus die Dehnungsfunktion des <e> erkannt hat, kann nicht entschieden werden.

Das Dehnungs-h, die zweite Möglichkeit der Markierung von Vokallängen, wird von Neuenschwander sehr häufig gebraucht: Er markiert damit die Langvokale sowohl in Wortformen mit historischen Längen wie *yahr, ehliche, ehweib, seh* („See“), *ehwig* als auch in Wortformen mit gedeckter alter Kürze *abgefahren, sohn, vohrsinger, bährge*. Ich gehe davon aus, dass er sich dabei in erster Linie auf die Vokalquantität des Bd. stützt. Diese stimmt in den genannten Beispielen

⁴² Im Ausbund wird nhd. lang /i/ von wenigen Ausnahmen abgesehen <ie> geschrieben. Zudem ist die Einführung des <ie> zur Bezeichnung des langen nhd. i um 1750 auch in der Berner Kanzleisprache im Wesentlichen abgeschlossen. Vgl. ERNI 1949, 94.

mit der hd. Vokallänge überein, was jedoch nur in einigen Fällen zu orthographisch korrekter Schreibung führt. Die Beeinflussung der Schrift durch die gesprochene Sprache tritt dort hervor, wo sich die Vokalquantitäten in den beiden Varietäten unterscheiden. Neuenschwander scheute sich nicht davor, die bd. Vokalquantitäten in seine Schriftsprache zu übernehmen: So schreibt er *ange-kohmen*, (Bd. *aachoo*) und *kohmensind* (Bd. *choo si*).

Der übermässige Gebrauch des Dehnungs-h weist auf das fehlende orthographische Wissen Neuenschwanders hin. In seinem Text gibt es jedoch auch Anzeichen für gewisse Kenntnisse der hd. Schreibung. Gewisse Wörter haben neben der dem phonographischen Prinzip folgenden Schreibung der mundartlichen Quantität auch eine dem Hd. entsprechende Variante: Das Verb *wohnen* hat in Neuenschwanders Mundart Kurzvokal, daher schreibt er *gewont*. Er scheint sich an einer anderen Stelle jedoch an das hd. Wortbild – oder den Wortklang? – erinnert zu haben und schreibt *gewohnt*. Ferner finden sich in seinem Text die Verbformen *gestohrben* und *gebohren* – die erste mit mundartlicher Dehnung alter Kürze vor r + Konsonant, die zweite mit Dehnung alter Kürze in offener Silbe –, die er meist auch nach seinem Verschriftlichungsprinzip für Langvokale „Vokal + /h/“ schreibt. Es fällt jedoch auf, dass das Partizip II von *sterben* in fünf von zwölf Fällen in der zielsprachlichen Form *gestorben* verschriftlicht wurde. Als Ursache für diese inkonsequente Schreibung des sonst auf Regelmässigkeit bedachten Neuenschwanders können partielle Kenntnisse der hd. Orthographie angenommen werden.

Eine weitere Gruppe von Wörtern zeichnet sich dadurch aus, dass sie sich weder auf die bd. Aussprache noch auf die hd. Orthographie zu stützen scheint: *yähner*, *mohnat*, *nahmen*⁴³ („Name“), *dehnen* („den/diesen“). Diese ausgewählten Beispiele haben im Bd. Kurzvokal, es kann sich dabei also nicht um eine phonographische Schreibung handeln. Da diese Wörter abgesehen von *yähner* im Hd. Langvokal haben, könnte es sein, dass Neuenschwander beim Schreiben den hd. Wortklang im Ohr hatte. Diese Wörter könnten also darauf hinweisen, dass Neuenschwander durchaus eine Vorstellung vom gesprochenen Hd. besass. Eine andere Erklärung wäre, dass Neuenschwander im Dehnungs-h ein typisches Merkmal des Hd. zu erkennen glaubte und dieses in allen Wortformen mit Vokal in offener Silbe anwandte.

Als Fazit kann festgehalten werden: Die Schreibung der Langvokale ist bei Neuenschwander sowohl vom Bd. als auch von der hd. Schriftsprache und wahrscheinlich auch dem mündlichen Hd. – oder zumindest von der Vorstellung, die er von der hd. Aussprache hatte – beeinflusst. Er könnte bei der Schreibung folgenden Regeln und Maximen gefolgt sein:

- Unterscheide beim Schreiben die Langvokale immer von den Kurzvokalen!
- Markiere alle Langvokale mit <h>!

⁴³ Ich habe in der Froschauer Bibel sowohl die Schreibung *Name* als auch *Nahme* gefunden, wobei die zweite Variante nicht stark verbreitet zu sein scheint. ERNI 1949, 96 gibt an, in den Berner Kanzleischriften noch 1810 die Schreibweise *nahmen* in seltenen Fällen gefunden zu haben.

- Folge dem hd. Wortbild oder –klang, wenn du sie kennst!
- Der Vokal in offener Silbe ist im Hd. immer lang, auch wenn er im Bd. kurz gesprochen wird!
- Lasse das Dehnungszeichen nur weg, wenn du sicher bist, dass die hd. Form ohne <h> geschrieben wird!

Die übermässige Verwendung⁴⁴ des Dehnungszeichens <h> ist laut verschiedener Studien zur Zeit Neuenschwanders bei ungebildeten Schreibern ein verbreitetes Phänomen. MACHA⁴⁵ hat im Korpus eines ungebildeten Deutschen ebenfalls einen übermässigen Einsatz des Dehnungs-h beobachtet. SCHIKORSKY⁴⁶ geht aufgrund der untersuchten Quellen davon aus, dass ein Schreibzeitpunkt um 1800 und ein niedriger Sozialstatus die Normabweichung bei den Dehnungs- und Kürzungszeichen erwarten lassen. Dies sei im Zusammenhang mit dem ungenügenden Deutschunterricht zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu sehen. Doch selbst geübte Schreiber hatten mit dem Dehnungs-h gewisse Schwierigkeiten. ERNI stellt fest, dass das Dehnungs-h in der Berner Kanzleisprache noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts über den nhd. Gebrauch hinaus verwendet wurde.⁴⁷ Die Dehnung durch Verdoppelung des Vokals scheint Neuenschwander gar nicht zu kennen, wie z. B. die Schreibung *seh* (‘See’) zeigt.⁴⁸

Bei Gerber ist bezüglich des Dehnungs-h eine gegenteilige Tendenz auszumachen. In seinem Text gibt es nur einen Beleg, der in der Art Neuenschwanders auf einen bewussten Einsatz des <h> als Markierung des Langvokals hinweist: *persohn*.⁴⁹ Diese Wortform hat sowohl im Bd. als auch im Hd. Langvokal und wäre in Neuenschwanders Text nicht weiter auffällig. Bei Gerber steht sie jedoch neben Formen wie *ur*, *bonen*, *ser* und *sonn* (‘Sohn’), die alle ohne Dehnungszeichen auftreten.

Einige wenige andere Wortformen wie *gefahren*, *rohr*, *gesehen* und *geht* haben zwar mit <h> markierte Langvokale, aber in diesen Fällen erscheint mir eine

⁴⁴ Hyperkorrektur: „Sprachform, die im übermässigen Bemühen um Korrektheit falsch wurde. H. entstehen in der Regel durch Übergeneralisierungen von Übersetzungsregeln [..., die] an Stellen angewandt [werden], wo sie unangebracht [sind]“ Metzler Lexikon Sprache, hg. v. Helmut Glück, Stuttgart/Weimar 2005. Vgl. auch HEINRICH LÖFFLER, Hyperkorrekturen als Hilfe bei der Rekonstruktion von Sprachzuständen, in: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, 3. Teilband, 2. Auflage (HSK 2.3), hg. v. Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger, Berlin/New York 2003, 2422.

⁴⁵ MACHA 2000, 204.

⁴⁶ SCHIKORSKY 1990, 250f.

⁴⁷ ERNI 1949, 94f.

⁴⁸ Die Bezeichnung einer gedehnten Aussprache durch die Verdoppelung des Vokals kam am Anfang des 19. Jahrhunderts noch häufiger vor als am Ende. SCHIKORSKY konnte zwar viel weniger Belege als für die Dehnung durch <h> zählen, sie hat jedoch festgestellt, dass die Schreiber in Zweifelsfällen lieber einen Vokal zu viel als zu wenig setzen. In ihren Texten wurde jedoch in nur ganz seltenen Fällen statt des Doppelvokals ein <h> zur Bezeichnung der Länge geschrieben. Vgl. SCHIKORSKY 1990, 251ff. In der Froschauer Bibel kommt die Dehnung durch Vokaldoppelung im Gegensatz zum Dehnungs-h sehr häufig vor.

⁴⁹ ERNI 1949, 96 gibt an, in den Berner Kanzleischriften noch 1810 die Schreibweise *persohn* in seltenen Fällen gefunden zu haben.

Beeinflussung durch ihm bekannte hd. Wortbilder näherliegend. Anders als Neuenschwander scheint Gerber den Gebrauch des <h> zur Markierung der Langvokale also nicht als Regel erkannt zu haben. Er scheint es nur in Wortformen zu verwenden, die er so aus dem Hd. kennt. Er tendiert also eher zur Vermeidung des Dehnungszeichens <h> – auch wenn im Bd. der Vokal lang gesprochen wird – als zu dessen übermässiger Verwendung. Die Möglichkeit der Markierung der Langvokale durch Vokaldoppelung scheint bei Gerber ebenfalls keine Regel zu sein. Die mehrmals verwendete Wortform *mer* („Meer“) kommt ganz ohne Dehnungszeichen aus. Lediglich in der Wortform *Seeh* hat Gerber den Langvokal mit Doppelvokal markiert und zudem auch ein <h> hinzugefügt.

Fazit: Aufgrund der Ergebnisse kommen für Gerber folgende Maximen in Frage:

- Schreibe hd. Formen, wenn du sie kennst!
- Folge deiner Aussprache nicht!
- Markiere die Langvokale nicht!
- Schreibe keine Buchstaben, die du nicht aussprichst!

e) Hansueli wird zum Hansuhli: neuhochdeutsche Mono- und Diphthongierung
 Die folgenden Beobachtungen betreffen eine lautliche Entwicklung, die einen eindeutigen Unterschied zwischen den Varietäten Bd. und Hd. darstellt und von den Schreibern erkannt und überwunden werden musste: Im alemannischen Raum sind die mhd. Langvokale /i/, /û/ und /iu/ und die mhd. Diphthonge /ie/, /uo/ und /üe/ erhalten geblieben.

In den Texten finden sich nur sehr wenige Belege für nhd. Monophthonge:

nhd. Monophthonge	Neuenschwander	Gerber
mhd. üe > nhd. ü	<i>müti, grûhn</i>	<i>trüb, grüns</i>
mhd. ue > nhd. u	<i>buch, Hansuhli</i>	<i>schuh, schüuh, schuuh, fluchen</i>

Tab. 7

Sowohl bei Neuenschwander als auch bei Gerber wird der nhd. Monophthong in einem Beleg durch <h> und/oder <uu> betont. Bei Gerber kommen für *trüb* und *Hühner* auch die Varianten *treüb* und *heüner* vor. Ich gehe davon aus, dass es sich dabei um ein rein graphisches Problem handelt und dass Gerber wohl den mhd. Diphthong /üe/ schreiben wollte.

Die genannten Beispiele zeigen, dass sich beide Schreiber des Unterschieds zwischen Hd. und Bd. bewusst waren und eine hd. Schreibung anstrebten.

Die Belegzahl der nhd. Diphthonge ist grösser:

nhd. Diphthonge	Neuenschwander	Gerber
mhd. /i/ > nhd. /ei/	<i>weib, Meihn, greifen, bei, Frankreich</i>	<i>schreib, weit, weiters, schwein, bei, klein, wein, *scheif, *breinget, *weind, *zweibacht, frankrich</i>
mhd. /û/ > nhd. /au/	<i>haushaltung, haus</i>	<i>aus geworfen, auf, aus, darufen, bruchen</i>
mhd. /iu/ > nhd. /eu/	<i>leüth, ver heürated, teüsichland, scheühr, schühren</i>	<i>steür man, eüch, leüt, leüst („Läuse“)</i>

Tab. 8: Formen, die weder dem Bd. noch dem Hd. entsprechen, sind mit * markiert.

Neuenschwander ist in der Diphthongierung der mhd. Langvokale sehr konsequent wie z. B. in *scheühr*, Bd. *schüür*, das auch in einer nicht diphthongierten Variante *schühren*⁵⁰ vorkommt. Auffällig ist hier wiederum das den Langvokal markierende <h>, das von der bd. Variante in die diphthongierte hd. Variante übernommen wurde. *schühren* ist denn auch das einzige nicht diphthongierte Wort in Neuenschwanders Text, was die starke Anlehnung an das Hd. beweist. Wie Neuenschwander wählt auch Gerber in den meisten Fällen die hd. diphthongierte Form. Er scheint jedoch in gewissen Wörtern über das Ziel hinaus zu schiessen und diphthongiert auch das kurze /i/. Das sehr häufig vorkommende Wort *Schiff* zum Beispiel, wird in den allermeisten Fällen mit Diphthong *scheif* geschrieben. Zudem findet sich im Text auch die Schreibung *breinget* („bringt“), eine Variante *weind* zum sonst korrekt geschriebenen *wind* und die Wortform *zweibacht* („Zwieback“). Bei diesen Formen kann es sich entweder um rein grafische Probleme oder aber um Hyperkorrekturen⁵¹ handeln. Die Hyperkorrektur wäre ein Hinweis darauf, dass Gerber die lautlichen Umwandlungsregeln erkannt hat und möglichst dialektferne Varianten wählen wollte. Neben den zielsprachlich korrekten Formen gibt es nämlich nur drei Wortformen, die nach dem phonographischen Prinzip geschrieben sind: *frankrich* („Frankreich“), *bruchen* („brauchen“) und *darufen* („darauf“).

Der Einfluss des Bd. scheint dort am schwächsten zu sein, wo sich die beiden Varietäten Bd. und Hd. klar unterscheiden. Die Schreiber folgen der Maxime „Schreibe nicht so, wie du sprichst“.

3. Beobachtungen zu morphologischen Phänomenen

Für die Darstellung der Schreibsprachen Neuenschwanders und Gerbers sind neben den soeben besprochenen phonologischen Phänomenen natürlich auch morphologische Aspekte zentral. Dazu gehören die Konjugation der Verben in den unterschiedlichen Tempora und die Deklination von Artikeln, Adjektiven

⁵⁰ Es handelt sich hier um eine Form im Singular: *den 15 september 1843 haben Mihr an Unserer schühren angebauht*. MS NEUENSCHWANDER, Z. 270.

⁵¹ Vgl. Fussnote 44.

und Possessivpronomen. Im Bereich der Morphologie stellt sich das Problem, dass sich die untersuchten Formen oft nicht eindeutig in Bezug auf den sprachlichen Input zuordnen lassen, weil die kognitiven Prozesse, die ihnen zugrunde liegen, nicht erschlossen werden können oder die bd. und hd. Varietäten sich nicht voneinander unterscheiden. So kann bei Wortformen wie *er bringt* nicht gesagt werden, ob der Schreiber die hd. Wortform gekannt hat, oder einfach die bd. Form phonographisch verschriftlicht hat. Daher habe ich meist verschiedene mögliche Szenarien zur Entstehung einer einzelnen Wortform aufgezeigt. Der komplexe Sachverhalt kann an dieser Stelle nicht umfassend wiedergegeben werden. Die Ergebnisse sind jedoch für eine Beurteilung der Schreibfähigkeiten Neuenschwanders und Gerbers unentbehrlich. Im Folgenden werden daher exemplarisch drei mögliche Schreibstrategien anhand je eines Beispiels erklärt:

a) Wähle die Wortform, die du aus den Schriften kennst.

Bei der Verschriftlichung der bd. Verben *haa* und *nää* mussten die Schreiber verschiedene Hindernisse überwinden, um die zielsprachlich korrekten Formen zu erreichen. Erstens gibt es zwischen Bd. und Hd. einen grossen Unterschied bezüglich der Infinitivendung (*nää > nehmen*) und der Flexionsendungen der Pluralformen (1./3. Pers. Pl.: *hei > haben*). Zweitens stimmt der bd. Stammvokal der Pluralformen von *haa* und des Infinitivs *nää* nicht mit demjenigen der jeweiligen hd. Formen überein. Als dritte Schwierigkeit haben die bd. Formen im Gegensatz zu den hd. Formen keinen Konsonanten im Stamm.

Neuenschwander hat diese Schwierigkeiten für beide Verben – sieht man von der Vokalqualität ab – ganz überwunden. Für das Verb *haa* benutzt er in seinem Text in der 1./3. Pers. Plural ausschliesslich die Form *haben*. Natürlich ist bei einer so häufig vorkommenden Form anzunehmen, dass er die Form von der Lektüre her gekannt und sich daran erinnert hat. Sowohl Neuenschwander als auch Gerber verwenden in der 1. Pers. Sg. meist die synkopierte Form *hab*, wenn dieser das Personalpronomen *ich* folgt. Dies scheint jedoch kein Mittel zur Vermeidung des Zusammentreffens zweier Vokale, sondern vielmehr eine in Inversionsstellung mit *ich* gebrauchte Form zu sein. In anderen Kombinationen kommt die vollständige Form *habe* vor. Man kann also sagen, dass die Schreiber die synkopierte Form mit System brauchen. Sie waren dabei wahrscheinlich durch die Lektüre des Ausbunds beeinflusst worden, in dem die synkopierte Form *hab* in Inversionsstellung vor *ich* ebenfalls vorkommt.

b) Wenn du die hd. Form nicht kennst, wende die Regeln des Berndeutschen an
Die bd. Flexionsendung *-i* taucht bei den Possessivpronomen auf, mit denen Neuenschwander in einer für das Bd. typischen Dativkonstruktion den Genitiv umschreibt⁵²: *meinem grosätti seini kinder, meinem weib seini geschwisterti*,

⁵² „Im Germanischen wird ein possessives Verhältnis auch durch den Dativ ausgedrückt. [...] In unserer Ma. ist diese Konstruktion erhalten: *er wär Hanse (im) dr Götti*. Durch Mischung mit dem Possessivum entsteht: *Em Vatter sys Hus*, welche Konstruktion an die Stelle des possessiven Genetivs getreten ist.“ HODLER 1969, 258. PAUL Bd. III, 326 zitiert jedoch auch einige schriftliche Belege u.a. von Goethe und Hebel.

meinem ehweib anna seini mute. In den ersten zwei Belegen steht das Possessivpronomen vor Substantiv im Plural und ist mit bd. *-i* statt hd. *-e* verschriftlicht. Im dritten Beleg trägt es die Deklinationsendung *-i* des bd. Fem. Sg. Nom., die an anderen Stellen des Textes zielsprachlich korrekt mit *-e* geschrieben ist. In einem einzelnen Fall hat Neuenschwander eine zielsprachliche Endung für die Pluralform gewählt: *meinem müthi seine geschwisterte*. Gleichzeitig hat er auch die bd. Endung *-i* von *geschwisterti* durch *-e* ersetzt. Aufgrund dieser Beobachtungen kann angenommen werden, dass typische bd. Merkmale wie die Endung auf *-i* oder *-s* in der Verschriftlichung allgemein resisternter sind. Zwar scheint Neuenschwander diese als bd. Merkmale erkannt zu haben, konnte sie jedoch nicht vollständig unterdrücken, so dass sie wieder auftauchen, sobald eine Unsicherheit in der Schreibung besteht.

c) Wende die Regeln an, die du für das Hd. erkannt hast.

Gerbers Verbformen der 2. Pers. Pl. weichen sowohl von der bd. als auch der hd. Form ab und enden statt auf *-(e)t/-it* auf *-en*:

„wenn ihr fleich nemen *wölen* so *kochen* Es wen ihr grüns fleisch ne(m;-)ent so *beizen* es ein und darnach *kochen* Es, und darnach *schnazzen* es ein.“⁵³

Eine mögliche Erklärung für die auf *-en* endenden Formen der 2. Pers. Pl. ist die Verschriftlichung aufgrund einer Analogiebildung: Gerber schreibt sowohl die Infinitivformen (*schlafen, machen, gehen, nemen, bringen*) als auch die Formen in der 1./3. Pers. Pl. (*haben, werfen aus, werden, müssen, backen*) zielsprachlich korrekt mit *-en*. Gerber könnte davon ausgegangen sein, dass im Hd. alle Pluralformen mit dem Infinitiv übereinstimmen.

4. Bemerkungen zum Wortschatz

Die Untersuchungen der phonologischen Merkmale zeigen, dass sowohl Neuenschwander als auch Gerber eine ziemlich präzise Vorstellung der hd. Sprache haben. Beide Schreiber kennen einige Regeln, die von der bd. zur hd. Variante führen und wenden diese mehr oder weniger konsequent an. Es soll nun untersucht werden, wie gute Kenntnisse die Schreiber im Bereich des hd. Wortschatzes haben.

Ich stütze mich für diese Untersuchung auf die theoretischen Grundlagen von HÄCKI BUHOFER/BURGER, die aus der Perspektive des Sprachverständens den Wortschatz von Deutschschweizer Kindern untersucht haben. Sie unterscheiden drei Teil-Lexika, die sich im Spannungsfeld zwischen Dialekt und Hd. ergeben⁵⁴:

1. Das Dialekt-Lexikon: Es enthält nur im Dialekt existierende Lexeme (*Lööli = Trottel*).

⁵³ MS GERBER, Z. 219-223, Hervorhebungen von mir.

⁵⁴ ANNELIES HÄCKI BUHOFER und HARALD BURGER, Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache, Bern 1994, 172ff.

2. Das Standard-Lexikon: Es enthält für das Hd. spezifische Lexeme, die im Dialekt nicht vorkommen. Die Mehrheit dieser Wörter bieten dem Dialektsprecher jedoch in lexikalischer oder morphologischer Hinsicht Anknüpfungspunkte. Es gibt so genannte Brückenwörter, die Bezüge zu inhaltlich verwandten Dialektwörtern aufweisen (*Fahrrad*), aber auch Wörter, die keine solchen Bezüge ermöglichen (*nun*).
3. Das gemeinsame Lexikon: Es enthält Wörter, die sich im Dialekt und Hd. formal und inhaltlich ähnlich sind. Die meisten hd. Wörter können mittels mehr oder weniger regulärer morpho-phonologischer Transformationen in ihre schweizerdeutschen Entsprechungen überführt werden (*Wein – Wii, gemacht – gmacht*). Die Abgrenzung dieses Lexikons ist schwierig.

Diese Teil-Lexika können nicht scharf voneinander abgegrenzt werden, sondern müssen als Kontinuum zwischen den zwei Polen Dialekt–Hochdeutsch angenommen werden. Gegenwärtig ist es zudem schwierig abzuschätzen, welche Lexeme aus dem Standard-Lexikon in das gemeinsame Lexikon eingegangen sind. Diesbezüglich ist die Einteilung der Wörter aus Neuenschwanders und Gerbers Texten in die genannten Kategorien einfacher, da davon ausgegangen werden kann, dass unsere Schreiber keine schriftsprachlichen Lexeme in ihr Bd. übernommen haben. Sie waren dem Hd. dafür zu wenig intensiv ausgesetzt. Der Grossteil der von den Schreibern benutzten Wörter gehört dem gemeinsamen Lexikon an. Sie existieren im Bd. sowie im Hd. und müssen von den Schreibern nur phonologisch oder morphologisch angepasst werden. HÄCKI BUHOFER/BURGER sprechen von ‚systematischer Ähnlichkeit‘, wenn ein Wort nach phonologischen oder morphologischen Regeln in Hd. übersetzt werden kann. Dies ist zum Beispiel bei *gekauft* oder *schreib büchlei* der Fall. Wie diese phonologischen Transformationen von Neuenschwander und Gerber bewältigt werden, habe ich oben aufgezeigt. Von ‚lexikalischer Identität‘ spricht man bei Wörtern, die abgesehen von allophonen Variationen im Hd. und Bd. gleich realisiert werden, zum Beispiel *bärgen* oder *waser*. Die zielsprachliche Korrektheit des gemeinsamen Lexikons hängt also zum einen von der Kenntnis der Umwandlungsregeln vom Bd. zum Hd. und zum anderen von der Kenntnis einzelner hd. Formen ab. Bei Neuenschwander sind die hd. Varianten im Allgemeinen korrekter verschriftlicht als bei Gerber, in dessen Text es einige Lexeme aus dem gemeinsamen Lexikon gibt, die in der bd. Variante wiedergegeben wurden, z. B. *namittag, zunen* („zu ihnen“) oder *wel* („weil“). Die zum Standard-Lexikon gehörenden Wörter sind in sehr kleiner Zahl vertreten. Bei Neuenschwander konnten folgende Wörter eindeutig als zu diesem Teil-Lexikon zugehörig ausgemacht werden:

hin Nunder nach dehnen blauen bährgen: hin Nunder, hd. hinunter entspricht dem bd. abe, ache oder ahe.⁵⁵

⁵⁵ MS NEUENSCHWANDER, Z. 24. Vgl. GREYERZ/BIETENHARD 1976 und ID Bd. 1, 326: Bd. *under* kann die Bedeutung *hinunter* im Allg. nur in Verbindung mit einem Verb (*under ha*) haben. Ich zähle es hier daher zum Standardwortschatz.

- *haben sie eihnen sohn bekohmen: bekohmen*, hd. *bekommen* entspricht dem bd. *überchoo*. Gerber schreibt immer *überkomen*.⁵⁶
- *da mihr Ver heürated wahren*: Das temporale *da* leitet einen Vorgang in der Vergangenheit ein. Es wurde heute *als* temporale Konjunktion von als verdrängt, kam zu Neuenschwanders Zeiten jedoch noch vor, u. a. in der Bibel. Im Bd. würde der Satz *wo mir verhürated gsi sind* lauten.⁵⁷
- *von Neüork bis Nach amboi: nach* kommt im Text sehr häufig vor. Zwar existiert im Bd. die Präposition *na*, diese wurde ursprünglich jedoch nicht vor Städten oder Ländern verwendet. Im Bd. sagt man *uf amboi*.⁵⁸
- *um 12 uhr*: Im Bd. folgt der Zeitangabe kein *Uhr*, es heißt *am zwölfi*.

Bei Gerber sind ebenfalls zwei Lexeme zu finden, die dem Standard-Lexikon angehören:

- *um 6 ur*: Im Text kommt diese zielsprachliche Zeitangabe öfters vor. Im Bd. folgt der Zeitangabe kein *Uhr*, es heißt *am sächsi*.
- *sie haben pfert und schaft*: Im Bd. lautet die allgemeine Bezeichnung für ‚Pferd’ *Ross*.⁵⁹

Diese beschränkte Anzahl an Lexemen, die zum Hd. Wortschatz gehören, zeigt, dass beide Schreiber keine aktive Kenntnis des Standard-Lexikons haben. Es sind lediglich einige wenige Lexeme, die ihnen aus einem für mich nicht nachvollziehbaren Grund aufgefallen sind. So z. B. die Verwendung von *Uhr* als Zeitangabe, welche die Schreiber wahrscheinlich aus alltäglichen Schriftstücken (wie z. B. Fahrplänen) gekannt haben.

Das dritte Teil-Lexikon enthält Lexeme aus dem Bd. und ist am einfachsten abzugrenzen.⁶⁰ Die Anzahl von rein bd. Wörtern ist bei Neuenschwander deutlich kleiner als bei Gerber. Dies liegt meines Erachtens nicht in erster Linie an den Hd.-Kenntnissen der Schreiber, sondern daran, dass Gerber über Alltägliches schreibt und nicht wie Neuenschwander fast ausschliesslich genealogische Daten wiedergibt. Er braucht daher einen breiteren Wortschatz als Neuenschwander, der lediglich folgende Dialektwörter braucht: *ätti* (‘Vater’), *müti* (‘Mutter’), *grad* (‘sogleich’), *schihr* (‘fast’).

In Gerbers Text stehen viele bd. Lexeme, die Lebensmittel bezeichnen: *herdöpel* (‘Kartoffel’), *ancken* (‘Butter’), *schmuz* (‘Schmalz’), *kabies* (‘Kohl’) und *welschkorn* (‘Mais’). Er schreibt diese Lexeme phonographisch und versucht nicht, sie ins Hd. umzuwandeln. Eine zweite Gruppe von bd. Lexemen steht

⁵⁶ MS NEUENSCHWANDER, Z. 63.

⁵⁷ MS NEUENSCHWANDER, Z. 150. Vgl. zur temporalen Konjunktion *da* PAUL, Bd. IV 1920, 228. Vgl. zu Bd. HODLER 1969, 628.

⁵⁸ Vgl. HODLER 1969, 178. MARTI 1985, 180.

⁵⁹ SDS VIII, 107.

⁶⁰ Wenn nicht anders präzisiert stammen die hd. Übersetzungen der bd. Lexeme aus GREYERZ/BIETENHARD 1976.

direkt mit den Lebensmitteln in Verbindung: *räs* („salzig, scharf“⁶¹), *einbeist* („mariniert“), *ungesoten* („nicht eingekocht“) und *gomezgen* („geschlachtet“). Bei den drei letztgenannten hat Gerber versucht, hd. Formen zu bilden, indem er entweder das ge- Präfix erweiterte oder *ii-* zu *ein-* diphthongierte.

In einer letzten Gruppe fasse ich die übrigen bd. Wortformen zusammen, die im Zusammenhang mit Gerbers Erlebnissen auf der Schifffahrt stehen: *mohren gefährlät* („Mutterschwein hat geferkelt“), *glantz* („klare Luft“), *überlägen* („lästig“), *sorg haben* („aufpassen“), *überkommen* („bekommen“), *walbet* („rollen“⁶²) und *zweichen* („Waschtuch“). Gerber hat auf diese Wortformen – von *glantz* abgesehen – morphologische Umwandlungsregeln angewendet. Es scheint, als wäre er davon ausgegangen, dass er aus allen bd. Lexemen hd. Wörter machen kann, indem er phonologische oder morphologische Verschriftlichungsregeln anwendet.

Aus den Beobachtungen zu den verschiedenen Teil-Lexika lässt sich also folgende Hypothese ableiten: Neuenschwander und Gerber haben erkannt, dass es ein Hochdeutsch-Lexikon gibt, waren sich jedoch der Existenz eines Dialekt-Lexikons nicht bewusst. In ihren Augen gehören alle Lexeme des Bd. zum gemeinsamen Lexikon und müssen lediglich phonologisch oder morphologisch dem Hd. angepasst werden.

IV. ZUSAMMENFASSUNG DER ERGEBNISSE UND AUSBLICK

„It appears that Jacob Gerber had enjoyed far less formal education than Michael Neuenschwander. This assumption is supported by the fact that the text reflects the Swiss vernacular – rather than Schriftdeutsch – to a substantially higher degree.“⁶³

Die Herausgeber der Manuskripte von Gerber und Neuenschwander haben aufgrund der Bd.-Einflüsse in Gerbers Text auf eine schlechte Ausbildung geschlossen. Meiner Meinung nach haben sie dieses Urteil vorschnell gefällt. Wie im vorliegenden Aufsatz gezeigt wurde, war die schulische Ausbildung Ende des 18. Jahrhunderts in der Schweiz dürftig. Schreiben wurde erst nach dem Lesen und Auswendiglernen des Katechismus gelernt und beschränkte sich in der Regel aufs Kopieren. Es wurde aufgezeigt, dass die meisten Kinder zu dieser Zeit zu Hause lesen und schreiben lernten, so wahrscheinlich auch Neuenschwander und Gerber. Beide sind in der Täufergemeinschaft aufgewachsen, die Wert auf Bildung legte. Ich denke nicht, dass sich ihre schulische Bildung massgeblich unterschieden hat. Es ist vielmehr die Art und Weise, in der die beiden

⁶¹ ID. 6, 1270.

⁶² *walbele* ID. 16, 1402: „schaukeln, schwanken“. BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997 haben *walbet* mit *rollen* übersetzt. Die Übersetzung „rollen“ ist ein seemännischer Fachausdruck für das Schwanzen des Schiffs um die Längsachse.

⁶³ BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 87.

Schreiber ihr gesprochenes Bd. in die hd. Schriftsprache umwandelten, die dem Leser einen unterschiedlichen Eindruck vermittelt.

Die Einflussdimensionen im Blick auf die Schreibsprache waren bei beiden Schreibern dieselben: Sie stammten aus derselben Gesellschaftsschicht, hatten dieselbe Muttersprache (Bd.) und Sekundärsprache (Hd.). Das französischsprachige Umfeld Neuenschwanders hatte, wie bei der Untersuchung der fremdsprachigen Toponyme gezeigt werden konnte, keinen Einfluss auf seine hd. Schreibsprache.

Neuenschwander wurde bei einigen lautlichen Merkmalen vom Bd. beeinflusst, so z. B. bei der Verschriftlichung von bd. [æ], das er durch <ä> wiedergibt. Aufgrund der bemerkenswerten phonographischen Schreibung fremdsprachlicher Toponymen kann angenommen werden, dass er gute rezeptive Fähigkeiten hatte. Dies kommt auch in der Verschriftlichung der Langvokale zum Ausdruck, die Neuenschwander immer markiert und damit den Willen zur genauen Abbildung der gesprochenen Sprache in der Schrift manifestiert. Er ist in der Anwendung seiner Verschriftlichungsregeln sehr konsequent, lässt sich jedoch in einigen Fällen durch die Kenntnis einzelner Schriftformen von der Regelmässigkeit abbringen. Neuenschwander schreibt dann orthographisch, wenn er eine hd. Wortform kennt, andernfalls schreibt er graphematisch regelmässig und logisch. Es kann davon ausgegangen werden, dass er im Vergleich zu Gerber bessere Kompetenzen im Hören hatte und daraus eine graphematischere Schreibung resultierte.

Bei der Konjugation der Verben folgt Neuenschwander eindeutig der Maxime „Wähle die Wortform, die du aus den Schriften kennst“. Neben dieser Kenntnis einzelner hd. Wortformen, scheint Neuenschwander nur eine vage Vorstellung der hd. Grammatik besessen zu haben. Häufig schliesst er noch von den bd. Flexionsendungen analog auf das Hd. So bereiten ihm z. B. bd. Flexionsendungen wie in *seini geschwisterti* bei der Verschriftlichung besondere Schwierigkeiten. Er war jedoch stets bestrebt, sich nach Regeln zu richten, und aufgrund seiner hd. Formenkenntnisse ist anzunehmen, dass er ein regelmässiger Leser war.

Neuenschwanders Text scheint aufgrund des verwendeten Lexikons (wenig Dialektwörter), der zahlreichen zielsprachlichen Formen und der graphematischen Regelmässigkeit in der Verschriftlichung als einheitlich und kohärent und erweckt dadurch nicht den Eindruck eines stark mundartlich geprägten Schriftstücks.

Gerbers Text ist im phonologischen Bereich durch unregelmässige Verschriftlichung gekennzeichnet. Er schreibt häufig zielsprachlich korrekte Formen, neben denen jedoch häufig auch abweichende Varianten stehen. Im Vergleich zu Neuenschwander kommt bei ihm der Einfluss der gesprochenen Sprache im Schriftbild weniger zum Vorschein: [æ] wird nicht immer <ä> geschrieben und die Langvokale werden nicht zwingend gekennzeichnet. Eine Besonderheit von Gerber sind auch die hyperkorrekten Formen, die zeigen, dass

er einer Regel folgen wollte. Anders als bei Neuenschwander kommen in seinem Text neben zielsprachlich angepassten Wörtern auch phonographisch nach dem Bd. verschriftlichte Wortformen vor. Meines Erachtens ist er im Vergleich der unsorgfältigere und ungeübtere Schreiber. Trotz seiner unregelmässigen Schreibung kann jedoch gesagt werden, dass Gerber ein gewisses Sprachbewusstsein hatte und versuchte, sich an gewisse Regeln zu halten. Es muss auch bedacht werden, dass er seinen Bericht wahrscheinlich während der Reise schrieb und daher keine optimalen äusseren Bedingungen hatte.

Im morphologischen Bereich steht er Neuenschwander in seinen Kenntnissen nicht nach. Wie Neuenschwander hat er den Grossteil der Verben zielsprachlich konjugiert. Anders als sein Zeitgenosse kennt Gerber jedoch gewisse hd. Wortformen wie z. B. das Präteritum von *sein* nicht, was den Schluss zulässt, dass er weniger belesen war als Neuenschwander. Im Bereich der Grammatik zieht er ebenfalls analoge Schlüsse aus dem Bd., was eine mangelnde Kenntnis ausdrückt. Gerber verhält sich bei Unsicherheiten anders als Neuenschwander, der nach der zielsprachlichen Form zu suchen scheint, indem er möglichst lange Wortformen schreibt. Gerber zieht es vor, im Zweifelsfall Grapheme wegzulassen. Gerber scheint in gewissen grammatischen Bereichen, wie z. B. der Adjektivflexion, gute Kenntnisse der hd. Formen zu haben.

Aufgrund der linguistischen Analyse ist Gerbers schriftliche Leistung im Vergleich zu Neuenschwander also nicht als schlechter zu bezeichnen. Beim Lesen seines Textes erhält man – wie die Herausgeber richtig feststellen – jedoch den Eindruck, dass das Schriftstück eine starke mundartliche Prägung hat. Ich bin der Meinung, dass dieser Eindruck nicht auf Gerbers Art der Verschriftlichung von lautlichen oder morphologischen Merkmalen beruht, sondern auf dem Wortschatz, den er verwendet. Neben den Wörtern aus dem gemeinsamen Lexikon, die zum Teil in ihrer bd. Variante belassen werden, kommen in seinem Text auch einige Wörter vor, die klar dem Dialekt-Lexikon angehören. Aus dem Hochdeutsch-Lexion stammende Lexeme sind bei Gerber praktisch inexistent. Der mundartnahe Eindruck wird wahrscheinlich auch durch seinen Satzbau verstärkt, der sehr nahe an der gesprochenen Sprache ist.

Die vorliegende Arbeit gibt einen Einblick in die Art und Weise, wie ungebildete Dialektsprecher Hd. schreiben. Die gewonnenen Ergebnisse stimmen in den Grundsätzen mit der Studie von SCHNEIDER⁶⁴ über den Erwerb des Hd. in der deutschen Schweiz vielfach überein. Dies beweist, dass es sich um Grundprinzipien und -regeln der Umwandlung des Dialekts ins Standarddeutsche handelt. Aus der Untersuchung älterer Texte von ungebildeten Dialektsprechern können interessante Erkenntnisse zur Produktion von Schriftsprache erlangt werden. Dazu wäre die Erstellung einer kompletten Grammatik aufgrund eines grösseren Korpus sinnvoll.

Nadia Montefiori, au Village 48, 1720 Chésopelloz

⁶⁴ HANSJAKOB SCHNEIDER, Hochdeutsch – das kann ich auch. Der Erwerb des Hochdeutschen in der deutschen Schweiz: eine Einzelfallstudie zur frühen mündlichen Sprachproduktion, Bern 1998.

VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN UND DER MEHRFACH ZITIERTEN LITERATUR

BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997

Mennonites in transition from Switzerland to America. Emigrant and Immigrant Experience. Anabaptist Documents, hg. v. Andrea Boldt, Werner Enninger und Delbert L. Gratz, Morgantown USA 1997.

ERNI 1945

CHRISTIAN ERNI, Der Übergang des Schrifttums der Stadt Bern zur neuhochdeutschen Schriftsprache, Dissertation Universität Bern 1949.

GREYERZ/BIETENHARD 1976

OTTO VON GREYERZ und RUTH BIETENHARD, Berndeutsches Wörterbuch, Bern 1976.

HODLER 1969

WERNER HODLER, Berndeutsche Syntax, Bern 1969.

ID

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. 15 Bd. Frauenfeld 1881-1999.

MAAS 1995

UTZ MAAS, Ländliche Schriftkultur in der Frühen Neuzeit, in: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien, hg. v. Andreas Gardt, Claus J. Mattheier und Oskar Reichmann, Tübingen 1995.

MACHA 1998

JÜRGEN MACHA, Diskontinuität durch Auswanderung: der Umgang mit Eigennamen, in: Lingua Germanica: Studien zur deutschen Philologie, Festschrift für Jochen Splett, hg. v. Eva Schmitzendorf, Nina Hartl und Barbara Meurer, Münster 1998, 161-170.

MARTI 1985

WERNER MARTI, Berndeutsch-Grammatik. Für die heutige Mundart zwischen Thun und Jura, Bern 1985.

MESSERLI 2002

ALFRED MESSERLI, Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz. Tübingen 2002.

MS GERBER

Manuskript von JACOB GERBER, in: BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 88-107.

MS NEUENSCHWANDER

Manuskript von MICHAEL NEUENSCHWANDER, in: BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 68-83.

PAUL

HERMANN PAUL, Deutsche Grammatik Bd. I-VI, Halle 1916-1920.

SCHIKORSKY 1990

ISA SCHIKORSKY, Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens „kleiner Leute“, Tübingen 1990.

SDS

Sprachatlas der deutschen Schweiz, Bd. I-VIII, hg. v. Rudolf Hotzenköcherle, Bern 1962-1997.

UMMEL 1999

MICHEL UMMEL, Histoire d'une scolarisation spécifique et atypique, in: Mennonitica Helvetica 21/22 (1998/1999), 11-36.

ANHANG I

Auszug aus dem Manuskript von Michael Neuenschwander

Manuskriptseite 7⁶⁵

Meines müti das bäbei steiner
95 yst gestohrben den 12 abril 1795
Mein ätti der michel neüschwan
nder ist gestohrben den 5 hornung
1801. yn der gemein blumbärg
der christen neüschwander ist
gestorben -
100 den im herbstmohnat 1812
der grosätti deralte steiner istgesto
hrben den ymherbst 1812
Meinem ehweib anna seini mute
yst gestorben Den 13 heümohnat 1809
105 der daniel neüschwander ist gestohr
ben den 6 hornung 1816
das barbra neüschwander ist ge
stohrben den 21 Mai 1817
Meini eltren der michel neüschwander

Übersetzung BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997

Meine Mutter, Barbara Steiner,
ist am 12. April 1795 gestorben.
Mein Vater, Michael Neuenschwander,
ist am 5. Februar 1801 in der
Gemeinde Blumberg gestorben.
Christian Neuenschwander ist
im September 1812 gestorben.
[Mein] Großvater, der alte Steiner,
ist im Herbst 1812 gestorben.
Die Mutter meiner Frau Anna
ist am 13.Juli 1809 gestorben.
Daniel Neuenschwander ist
am 6. Februar 1816 gestorben.
Barbara Neuenschwander ist
am 21. Mai 1817 gestorben.
Meine Eltern, Michael
Neuenschwander

⁶⁵ Zitiert nach BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 72.

Und

110 sein weib bäbi steiner haben bei 6 yahr
bei lihstal gewont im kanton basel dort
ist meins müti gestohrben Und
begraben

und

seine Frau Barbara Setiner, haben fast
6 Jahre lang bei Liestal, Kanton Basel,
gewohnt. Dort ist meine Mutter gestorben
und begraben [worden].

Manuskriptseite 16⁶⁶

den 22 oktober 1833 hab ich noch 2
Virtzig aker geändret die eini für

255 Uns die andre für der hans
den 29 augst 1833 sein mir Von der
kleinenschipewa Wenkantu Grün
taunschiph fohrth getzogen mihr
haben yn Wenkanti gewonth bei
260 10 yahr Mir sein den 10 september
1833 an die reiligrik yn putnam
kanti glücklich ankohmen mith
Unserer haushaltung den 30 sep
tember 1833 haben mir Unser ersten
265 haus an der reiligrick auf geplokt
den 4 augst 1836 haben mir unser
scheühr aufgeplockt anfangs augst
1842 haben mihr Unserhaus gröser
Und höher auf geplockt

Übersetzung BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997

Am 22. Oktober 1833 habe ich noch
2 [mal] Vierzig Acre eintragen lassen:
die einen [Vierzig]
für uns, die anderen für Hans.

Am 29. August 1833 sind wir von der
Little Chippewa, Wayne County, Green
Township fortgezogen. Wir haben in
Wayne County fast 10 Jahre [lang] ge-
wohnt. Wir sind am 10 September
1833 glücklich mit unserem Haushalt
am Riley-Creek in Putnam County
angekommen. Am 30. Sep-
tember haben wir unser erstes Block-
haus am Riley-Creek gebaut.
Am 4. August 1836 haben wir unsere
Scheune gebaut. Anfang August
1842 haben wir unser Haus größer
und höher gebaut.

ANHANG II

Auszug aus dem Manuskript von Jacob Gerber

Manuskriptseite 3⁶⁷

Den 31 Tag mey 1822
sind wir von hafratagras
ab gefahren namittag
um 6 ur und sind
25 gefahren ungefer 2 stund
weit und sie haben Der
ancker aus geworfen
und sind geblieben
bies am Triten 3 Tag

Übersetzung BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997

Am 31. Mai 1822
sind wir nachmittags um 6 Uhr
von [Le] Havre de Grace
abgefahren und sind
ungefähr 2 Stunden lang
gefahren. Und sie haben den
Anker geworfen
und [wir] sind
bis zum 3. Juni [dort]

⁶⁶ Zitiert nach BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 82.

⁶⁷ Zitiert nach BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 88.

- 30 brachmonat / am 3 tag
 sind wir (weiters gefahn)
 am morgen um 1 ur
 abgefahren und haben
 guten Wind gehabt
 35 – am 4 T gut Wind

Manuskriptseite 14⁶⁸

Ich wiel eüch zweüsenthun wen
 ich Die Seeh fart noch Ein mahl
 200 wet machen was mir ^{an}genem
 war / Das best ist Deürs (schni)
 schnitz kierse wägsten Dürs (brot)
 würst Das breinget von (heime)
 hei0(m;-)ent / und herdöpel Dür und
 205 sind auch gut mehl eirer ein
 (j) Eigent feslie waßer die leüt
 sind gern über lägen , zuker
 hunig 7 kafte Esig Düres brot
 und fleisch späckt kan man
 210 über das mer (bringen) bringen
 wer der speckt liebet ist gut
 das fleich ist in feßlenen ein
 beist und räs, der ancken
 ist feßlenen und gesalzen
 215 aber ungesoten / der zwei
 bacht ist nicht gesalzen und
 das brot auch nüt oder
 fast neüt

geblieben. Am 3. Tag
 sind wir (weitergefahren)
 morgens um 1 Uhr
 abgefahren und [wir]
 hatten guten Wind.
 – am 4. Tag guten Wind.

Übersetzung BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997

Ich will euch wissen lassen, was
 mir, wenn ich die Seereise noch
 einmal machen würde, angenehm [?]
 war. Das beste ist: Trockenobst,
 Kirschen [und] Pflaumen, getrocknete
 Würstchen. Das bringt von zu Hause
 [mit]. Und getrocknete Kartoffeln. Und
 auch gut sind: Mehl, Eier, ein
 eigenes Fäßlein Wasser. Die Leute
 sind oft lästig. Zucker,
 Honig, 7 Kellen Essig, getrocknetes Brot
 und Fleisch, Speck kann man
 über das Meer bringen.
 Wer Speck mag, ißt gut.
 Das Fleisch ist in Fäßlein, mariniert
 und salzig, die Butter
 ist [in] Fäßlein und gesalzen,
 aber nicht eingekocht. Der Zwie-
 back ist nicht gesalzen und
 das Brot auch nicht, oder
 fast nicht.

⁶⁸ Zitiert nach BOLDT/ENNINGER/GRATZ 1997, 98.

